

Birgit Bachmann • Ein Samstag im August

Birgit Bachmann

Ein Samstag
im August

Roman

btb

Prolog

Familie ist eine Flickendecke. Sie kratzt auf der Haut,
wo die Fäden neuer Versatzstücke schlampig vernäht sind.
Sie deckt zu, was nicht nach außen dringen soll.
Sie gibt vor, warm zu halten, wo sie uns die Luft zum Atmen
nimmt.

Familie ist eine Flickendecke. Ihre ausgefransten Flicker
färben unsere Fantasien. Ihre wollenen Maschen schmiegen
sich an unsere Haut und trösten uns. Ihr Geruch lässt uns
unsere Augen schließen und in unsere Kindheit hinabsinken.

Das Wochenende

Elvira

Bei der Frage zuckte sie zusammen. Nur nichts anmerken lassen, dachte sie. Sie wandte ihren Kopf zum Seitenfenster, damit er ihr Gesicht nicht sah. Draußen flogen abgeerntete Felder und Äcker vorbei, auf denen Traktoren Furchen wie verkrustete Wunden hinterlassen hatten. Die Farben der Wiesen sahen wie ausgewaschen aus.

»Erinnerst du dich nicht? Weißt du nicht mehr, wie unfreundlich die Leute dort zu uns waren?«, hatte er gefragt.

Der Himmel war leer gefegt. Sie sehnte sich nach schweren, tief hängenden Regenwolken. Stattdessen nichts als gleißendes Blau über der norddeutschen Tiefebene.

Wie ausgeweidet ist das Land, dachte sie.

»Elvira?«, in Jobsts Stimme lag seine ganze Ungeduld.

Sie warf ihm einen kurzen Blick zu und runzelte die Stirn. »Ja doch«, antwortete sie.

Die Erschöpfung war nach dem Aufstehen gekommen. In ihrem Kopf herrschte eine Leere, die alte Erinnerungen fortspülte. Früher hatte sie eine solche Müdigkeit am Ende der Ferien nicht gekannt. Jobsts Frage gab ihr ein Gefühl der Unordnung. Es war, als forderte er sie auf, in einem Gedächtnisalbum zu blättern, in dem Bilder fehlten. Die Erinnerung ihres Mannes an Guernica vermisste sie nicht. Guernica. Sie hatten im Laufe der Jahre so viele spanische Städte und Dörfer auf

ihren Reisen besucht, dass sie nicht einmal ihre Zahl annähernd hätte bestimmen können.

Trotz der aufgedrehten Klimaanlage brach ihr der Schweiß aus. Sie griff nach dem Seidenschal auf ihrem Schoß und wickelte ihn um den Hals. Sie würde am nächsten Morgen Halsschmerzen haben. Nur weil sie es nicht schafften, sich auf eine Einstellung der Klimaanlage zu einigen.

Jobst legte kurz seine Hand auf ihr Bein. »Geht es dir nicht gut?«, fragte er.

»Alles gut.« Die Beruhigungsfloskel.

Sie hatte ihm nicht weiter zugehört. Wovon hatte er zuletzt gesprochen? Immer noch von Guernica? Sie suchte in ihrem Gedächtnis nach einem Bild. Bei dem Namen der baskischen Stadt fiel ihr nur Picassos gleichnamiges Gemälde vom Spanischen Bürgerkrieg ein. Sie erinnerte sich, dass sie dort haltgemacht hatten, fand aber kein Bild, das davon zeugte.

Am Anfang ihrer Beziehung hatte sie ihn bewundert, weil er nichts vergaß. Er konnte Gedichte, Songtexte, Zitate von Politikern wie eine Musikbox auf Knopfdruck wiedergeben. Sein Gedächtnis. Ein Speicher von Wissen und Erinnerungen. Ihr fiel der Spruch ihrer Mutter ein. »Deine Erinnerungen kann dir keiner nehmen.«

Sie spürte, wie ihr Mund sich zu einem gequälten Lächeln verzog. Das war eine der unsinnigen Wahrheiten ihrer fünf- undachtzigjährigen Mutter. Welche Erinnerungen hatte sie von ihrem Urlaub auf Sumatra oder Frankreich vor mehr als fünfundzwanzig Jahren? Wieso verflüchtigten sich die einen, während andere sich in den Windungen des Hirns festkrallten?

Im Schlaglicht ihres Gedächtnisalbums sah sie sich mit ihren Kindern, die um ihre Aufmerksamkeit quengelten, in der

Küche stehen. Die Einsamkeit und Enttäuschung hatten damals Wochen und Monate ausgefüllt. Mit jedem Aufwachen hatte sich dieser Mollton aus Verzweiflung und Verlassenheit über sie gelegt. Hochschwanger hatte sie begonnen, die Abgründe ihres Mannes zu vermessen. Abgründe voll von Erinnerungsfetzen. Unlesbar für sie.

Jobst fuhr an der Raststätte rechts raus, obwohl er wusste, wie sehr sie die vielen Pausen hasste. Musik drang aus Lautsprechern, Menschen sprachen in ihre Handys, Bestellungen wurden über das Lärmen der Kaffeefullautomaten hinweg zugerufen.

Während Jobst in Richtung Toiletten verschwand, stellte sie sich in der Schlange beim Bistrocafé an. Vor ihr eine junge Frau mit Kind. Die Kleine – Elvira schätzte sie auf ungefähr fünf Jahre – klammerte sich mit beiden Händen an die Hand der Frau und weinte vor sich hin. Das Weinen war ein gleichbleibender Ton, der nichts Alarmierendes hatte. Die Mutter, Elvira nahm an, dass es sich um die Mutter handelte, schenkte ihrer Tochter keine Beachtung, sondern sprach weiter in ihr Handy. Die Kleine trug hoch angesetzte Zöpfe, die wie Affenschaukeln leicht abstanden. Genauso, wie Anja sie in dem Alter getragen hatte, dachte Elvira.

Eine grauhaarige Frau mit Dutt sah das Duo mit geschürzten Lippen und hochgezogenen Augenbrauen an. Als Elviras und ihr Blick sich trafen, schüttelte der Dutt leicht den Kopf, als wollte er sagen, ist es nicht furchtbar, wie wenig junge Frauen heutzutage ihre Blagen im Griff haben.

Elvira, die noch nie etwas dafür übriggehabt hatte, wenn fremde Leute sie zur Komplizin ihrer Missbilligung machten,

beugte sich zu dem Mädchen und fragte: »Warum weinst du denn?«

Der Kleinen lief der Schnodder aus der Nase, sie japste nach Luft, um ihre ganze Kraft in ein schrilles Crescendo zu legen. Als Elvira sich aufrichtete, sah sie in das Gesicht der Mutter, die sie irritiert anblickte.

»Lisa, hör auf zu weinen, die Frau tut dir doch nichts«, sagte sie und wandte sich von Elvira ab.

Elvira erstarrte. Sie merkte, wie ihr die Farbe ins Gesicht schoss. Die Frau mit dem Dutt, die ihr das eingebrockt hatte, lächelte spöttisch, dann drehte sie sich um und gab ihre Bestellung auf.

Wo blieb Jobst nur? Sie sah auf und entdeckte ihren Mann. Sein Blick und seine hochgezogene rechte Augenbraue verrieten ihr, was er dachte: Was mischst du dich auch überall ein?

»Was wünschen Sie?«

Elvira stockte. Sie hatte noch nicht einmal einen Blick auf die Auslage geworfen.

»Zwei Kaffee und ein Salamibrötchen«, antwortete Jobst an ihrer Stelle, der jetzt neben ihr stand.

»Sonst noch etwas?«, die Verkäuferin blickte Elvira ungeduldig an.

»Nein«, sie schüttelte den Kopf und tastete nach dem Portemonnaie in ihrer Handtasche.

Obwohl keine fünfzig Meter weiter die Autobahn vorbeirauschte, war es draußen überraschend ruhig. Ahornbäume beschatteten die Terrasse und ließen die Hitze an diesem letzten Samstag im August für einen Moment erträglich erscheinen. Weiß und rosa blühende Büsche verdeckten den grünen Metallzaun zwischen Raststätte und Parkplatz. Sie folgte

ihrem Mann zu einem Zweiertisch und sah sich um. Die Menschen saßen allein oder in kleinen Grüppchen an den Tischen. Lichtblitze schlüpfen hier und dort durch das Blätterdach und suchten ein Gesicht oder eine freie Schulter, um darauf zu verweilen. Als sie in ihrem Kaffeepott rührte, fühlte sie sich das erste Mal wohl an diesem Tag. Sie war froh, der Enge des Autos und der zugigen Klimaanlage entkommen zu sein.

Ihr Blick blieb am Nebentisch hängen. Den Mann im kurzärmeligen karierten Hemd sah sie nur von hinten, aber an der Art, wie er die Unterarme auf die Tischplatte legte und die Hand der jungen Frau mit beiden Händen umfasste, glaubte sie zu erkennen, was sie ihm bedeutete.

»Jung müsste man sein«, sagte Jobst, der ihrem Blick gefolgt war und sich kurz zu den beiden umgedreht hatte, bevor er in sein Salamibrötchen biss.

Es war nicht das Alter – sie schätzte die Frau auf Anfang dreißig –, um das Elvira sie beneidete. Es war die Ernsthaftigkeit, die von dem Ausdruck ihres Lächelns ausging. Andächtig war das Wort, das Elvira einfiel. Als wären die Hände, die auf der Tischplatte ineinanderlagen, der Heilige Gral und nicht verschwitzte, klebrige Gliedmaßen. Das blasse Gesicht mit den grauen Augen und den schmalen Augenbrauen wirkte farblos. Genauso wie der dunkelbraune, knapp unter den Ohren endende Pagenschnitt. Allein der zu groß geratene Mund fiel auf und passte nicht recht zu dem unscheinbaren ersten Eindruck.

»Du hast ja deinen Kaffee noch gar nicht ausgetrunken«, stellte Jobst fest, nachdem er den letzten Bissen hinuntergeschluckt hatte.

Auf einmal hatte Elvira es nicht mehr eilig. Sie hatte Lust, unter dem Kronendach des Baumes sitzen zu bleiben und weiter das Paar am Nebentisch zu beobachten.

»Könntest du mir bitte eine Zimtschnecke holen?«, bat sie ihren Mann.

Erstaunt hob er die Augenbrauen, dann stand er auf und ging Richtung Bistro.

Während Elvira an ihrem Kaffee nippte, registrierte sie weitere Einzelheiten, den schwächtigen Körper des Mannes, die schmalen Bürohände, die weißen Beine in Shorts. Als er kurz den Kopf zur Seite drehte, sah sie sein Profil. Nichtssagend, fand Elvira, genauso wie die braune Hornbrille auf seiner Nase. Der Pagenschnitt trug eine helle Leinenhose, die Füße steckten in flachen beigen Riemchensandalen. Auf der Straße wäre das Paar Elvira nicht aufgefallen, aber hier am Nebentisch konnte sie sich nicht sattsehen an ihnen. Sie glaubte etwas zu sehen, was ihr selbst schon lange abging. Es war diese Art Liebe, wie junge Paare sie erleben, die nichts von den Verletzungen und Narben wissen, die Menschen mit sich herumtragen und die immer Teil ihrer Geschichte bleiben.

Elvira malte sich das Leben der beiden aus, wie sie in einer Dreizimmerwohnung mit Alpenveilchen und Philodendron auf der Fensterbank in einer Kleinstadt lebten, wie sie am Abend von ihrer Arbeit kamen, miteinander am Tisch saßen und von ihrem Tag berichteten. Wie sie ihm über die Handstrich, wenn er von seinem schlecht gelaunten Chef erzählte, wie er ihr Mut zusprach, wenn sie über nörgelnde Kunden klagte. Wie sie abends in ihrem viel zu großem Bett lagen, ihr kleiner dunkler Pagenkopf auf seiner mageren Brust, durch die Wärme ihrer Körper miteinander verschmolzen.

Als Jobst mit der Zimtschnecke zurückkehrte, begann das Paar, das Geschirr auf das Tablett zu stellen. Die Handgriffe waren wie bei einer Choreografie aufeinander abgestimmt.

Ein Paar, das es gewohnt ist, jede Kleinigkeit miteinander zu teilen, dachte Elvira. Als die beiden an ihrem Tisch vorbeigingen, warf die junge Frau Jobst ein Lächeln zu, dann traf ihr Blick Elvira. War da leichter Spott in den Augen? Wie hatte sie auch nur so schamlos zu ihnen hinübersehen können? Ärger über ihre unverhohlene Neugierde flammte in Elvira auf. Hilflos schaute sie Jobst an, der lächelnd dem Pagenkopf hinterhersah.

»Es gibt doch noch nette junge Leute«, urteilte er.

Sie brummte, was er als Zustimmung werten mochte, aber genauso bedeutete, dass sie das Thema nicht weiter vertiefen wollte. Sie schluckte schwer. Das Glück anderer zu ertragen, war wie einen Angriff abwehren, dachte sie.

Sigrid

Bewaffnet mit Politur, Staubtuch, einer Plastikschüssel mit warmem Spülwasser und einem Schwämmchen (für den Fliegenschiss auf den Gardinen), schob sie den Rollator in Elvis einstiges Kinderzimmer. Sigrid schaute durch das Fenster in den Garten, der in der Vormittagssonne döste. Dann wandte sie sich der Kommode zu. Früher hatte sie das Putzen gehasst. Und mit drei Kindern und einem Mann, für den das Pinkeln im Stehen so selbstverständlich zum Mannsein gehörte wie der Haushalt zur Frau, gab es immer etwas zu putzen. Damals war es ihr so vorgekommen, als würde das große Haus mit den vielen Zimmern sie vorwurfsvoll anblicken. Hatte sie die Kinderzimmer in Ordnung gebracht, fühlten sich das Wohnzimmer und die Küche von ihr vernachlässigt. Immer war es in einem Zustand der Unfertigkeit, des Nichtgenugseins. Das Haus scheuchte sie herum und buhlte immerzu um ihre Aufmerksamkeit.

Doch das war lange vorbei. Über die Jahre war es zu ihrem Freund geworden. Genau genommen zu dem einzigen Freund, den sie mehr als nur ein paar Stunden um sich herum ertrug. Sie genoss es, wie heute, mit ihren Putzutensilien durch seine Räume zu gehen. Das Abstauben beruhigte sie. Sie nahm Dinge in die Hand und wog die Geschichten ab, die sie ihr zuflüsterten, so wie den kleinen Dackel aus buntem Glas, auf

dessen Rücken Mona ein drittes Auge gemalt hatte, damit er den Himmel immer sehen konnte.

Jedes Mal, wenn eines ihrer drei Kinder ausgezogen war, waren die Dinge über Nacht gealtert, als wären sie für den Ausziehenden zur Bedeutungslosigkeit geschrumpft. Ein bisschen wie sie selbst, hatte sie manchmal gedacht.

Ja, sie hatte gewusst, dass ihre Kinder eines Tages zu Erwachsenen mit eigenem Leben heranreifen würden. Aber niemand hatte sie auf das Gefühl danach vorbereitet. Es dauerte jedes Mal Wochen, bis sie sich wieder in ihrem Alltag zurecht fand. Schließlich war auch ihre Jüngste ausgezogen. Und sie und Heinrich waren allein zurückgeblieben. Dann starb Heinrich von einem Tag auf den anderen. Herzversagen. Auch darauf hatte sie niemand vorbereitet. Genauso wenig, wie ihre Kinder altern zu sehen. Ihr Ältester, Milian, war inzwischen sechzig. Sie dachte an den Spruch: »Wenn die Eltern sterben, stirbt deine Vergangenheit, aber wenn die Kinder sterben, stirbt deine Zukunft.« Nun, zum Glück war keines ihrer Kinder gestorben, aber wie alt sie geworden waren. Sie war sich sicher, dass so die Zukunft nicht aussah. Die einst vollen dunklen Locken ihres Sohnes, durch die sie noch mit den Fingern fuhr, als er schon längst zu groß dafür war, waren zu dünnen grauen Wellen verkommen, die er für ihren Geschmack ein wenig zu lang trug. Der Anblick der dunklen Schatten unter seinen müden Augen ließ jedes Mal ein Gefühl der Sorge in ihr aufsteigen. Augenringe in der Farbe von geronnenem Blut. Und Tränensäcke. Tränensäcke. Was für ein eigenartiges Wort. Waren es die ungeweinten Tränen, die uns zeichneten? Das Wort hatte so etwas Tieftrauriges, dass es ihr einen Stich gab.

Und ihre älteste Tochter erst. Ab Ende vierzig legte Elvi eine Wurstigkeit ihrem Äußeren gegenüber an den Tag, als würde sie es überhaupt nicht scheren, wie sie herumlief. Sie hörte auf, ihre Haare zu färben, trug viel zu weite Oberteile, unter denen sie keinen BH anhatte, und ignorierte standhaft jeden ihrer Vorschläge, häufiger zum Friseur zu gehen. Aber welche Siebenundfünfzigjährige ließ sich schon etwas von ihrer fünf- undachtzigjährigen Mutter sagen? Elvi, die sowieso alles besser wusste, schon gar nicht. Sigrid hatte nie verstanden, wie man sich selbst gegenüber so gleichgültig sein konnte. Sie vertrat die Meinung, dass man mit jedem Lebensjahr, das man durchschritt, stärker auf sein Äußeres zu achten habe.

Mit dem Staubtuch fuhr sie über die alten Jugendmöbel, deren weiße Farbschicht schon vor Jahren an den Kanten abgeplatzt war. Sie hatte in Elvis ehemaligem Zimmer nicht viel verändert. Wumms, der große gelbe Stoffhund, lag noch immer vor der kaputten Schranktür und sorgte dafür, dass sie nicht aufsprang. Nur die leeren Schubladen und Fächer hatte sie nicht so verwaist lassen können. Mit Farbkästen, Pastellkreiden, Papieren und Blöcken hatte sie versucht, die Leere zu vertreiben. Kurz öffnete sie eine Schublade, um mit den Fingern über die alten Malblöcke und Aquarellkästen zu streichen, die friedlich in der Dunkelheit schlummerten. Dann nahm sie den Bilderrahmen mit dem Schwarz-Weiß-Foto ihres Sohnes vom Schreibtisch, wischte mit dem Staubtuch über das Glas und stellte es zurück neben das Foto der kleinen Elvi.

Wieder wanderte ihr Blick hinaus in den Garten, wo es noch immer verdächtig ruhig war. Dann staubte sie die fünfjährige Elvi ab, die besorgt ihre Mutter anzublicken schien. Wie immer, wenn sie die beiden Aufnahmen sah, bedauerte sie für einen Moment, dass es kein solches Bild von Mona gab.

Das Fotoatelier am Marktplatz hatte einige Monate vor Monas Geburt für immer seine gläserne Eingangstür mit der kleinen Silberglocke geschlossen. Aber selbst wenn es das Geschäft noch gegeben hätte, mit ihrer Jüngsten wäre sie nie dort eingetreten.

Es war bei diesem einen Mal vor mehr als fünfzig Jahren geblieben, dass sie Geld für einen Fotografen ausgegeben hatte. Natürlich hielt Heinrich nichts davon, für ihn bedeutete das, Geld zum Fenster rauswerfen. Die Fotos, die er mit der kleinen Nikon machte, taten es seiner Meinung nach genauso gut. Aber letztlich hatte sie sich durchgesetzt. Sie konnte sich später selbst nicht erklären, warum sie so versessen darauf gewesen war, ihre Kinder von dem professionellen Fotografen, den sie nur vom Hörensagen kannte, ablichten zu lassen. Erst das Argument, was für ein tolles Weihnachtsgeschenk die Fotos für Heinrichs Mutter sein würden, hatte ihn einlenken lassen.

Ein paar Tage nach dem Besuch im Fotostudio rief der Fotograf an. Ob er ein Foto ihrer Tochter im Schaufenster ausstellen dürfe? Sie zögerte einen Moment. Was würde Heinrich davon halten? Dann sagte sie Ja. Sie war so stolz auf ihre hübsche Tochter. Denn hübsch musste sie sein. Nicht nur in ihren Augen, sondern auch in den Augen Fremder. Das bewies doch der Anruf. Welcher Fotograf würde sich ein hässliches Kind ins Schaufenster hängen? Ja, sollte doch die ganze Welt sehen, was für eine bildhübsche Tochter sie hatte. Und Heinrich ging sowieso nie in die Stadt. Er arbeitete auswärts, und wenn er tatsächlich irgendwelche Einkäufe erledigte, was so gut wie nie vorkam, denn schließlich war das ihre Aufgabe, dann tat er es in einem der Geschäfte rund um sein Büro.

Als sie tags darauf den Marktplatz überquerte und auf das Geschäft zuing, loderte das Bild der Kleinen, das fast die ganze Höhe des Schaufensters einnahm, ihr schon von Weitem entgegen. Wie von einem unsichtbaren Faden gezogen, eilte sie darauf zu. Außer Atem blieb sie davor stehen. Wie fremd die Kleine ihr plötzlich war. Da war dieses herzförmige Gesicht mit den dunkelbraunen Löckchen, um das sie noch vor zwei Stunden die Hände gelegt hatte, um ihrer Tochter einen Kuss auf die Stirn zu drücken. Ihr Morgenritual, wenn sie Elvi im Kindergarten abgab. Das Foto beunruhigte sie. Vor dem Schaufenster stehend, sah sie in dem übergroßen Gesicht mit der kleinen Stupsnase und den runden Kinderaugen etwas, das ihr bis dahin in dem von Geräuschen überlagerten Alltag verborgen geblieben war. Lag es an diesem Schmollmund, der ihr ein wenig zu entschlossen erschien, oder war es dieser durchdringende Blick? Sie erkannte darin erstmals diese Unnachgiebigkeit an ihrer Tochter. Eine Eigenschaft, mit der sie es noch oft zu tun bekommen sollte.

Mit einem Gefühl aus Neugierde und Besorgnis betrat sie den Laden. Kaum erklang die Klingel über der Tür, tauchte aus dem Hinterzimmer der Fotograf auf, in dessen Gesicht ein Lächeln aufleuchtete, als er die Kundin erkannte. Sie hatte ihn beim ersten Besuch nicht weiter wahrgenommen, so sehr war sie mit den Kindern beschäftigt gewesen. Der Junge hatte den ganzen Morgen über schon Faxen gemacht und sich geweigert, die guten Sachen zu tragen, die sie ihm für den Fototermin rausgelegt hatte. Mit Engelszungen musste sie auf ihn einreden, das gebügelte Hemd und die dunkelblaue Stoffhose anzuziehen. Da war es mit der kleinen Elvi leichter gewesen. Der Fünfjährigen konnte es gar nicht schnell genug gehen, in das gelbe Kleidchen zu schlüpfen und sich vor dem Spiegel im

Schlafzimmer zu drehen. Wie ein Kreisel wirbelte sie umher und schrie jedes Mal vor Begeisterung auf, wenn der weiß gepunktete Rock hochflog, sodass die Pünktchen wie Schneeflocken im Sonnenlicht aufstoben.

»Na, was sagen Sie zu Ihrer Tochter? Ach, warten Sie, ich zeige Ihnen gleich noch die anderen Bilder.« Er verschwand im Hinterzimmer, um kurz darauf mit einer Papiertüte zurückzukehren.

Ihr war beim Anblick der Tüte auf dem Tresen nicht wohl. Würden die anderen Fotos sie auch derart beunruhigen? Würden die Kinder ihr in einem neuen Licht erscheinen? Sie überlegte, ob sie dem Mann sagen sollte, dass sie in Eile sei und die Fotos erst in Ruhe zu Hause ansehen wolle. Aber da hatte er die Tüte schon geöffnet, ihr einen Umschlag entnommen und die Fotos auf den Tresen gelegt. Das obere Bild zeigte Milian, der grimmig in die Kamera blickte und einen Schollmund zog. Sie griff nach den Bildern. Bei jedem Foto verharrte sie mehrere Sekunden, bevor sie es unter den Stapel schob, immer mit dem Gefühl des Bedauerns, weil sie gerne noch im Anblick verweilt hätte, aber zugleich begierig darauf, das nächste zu entdecken. Die letzten Aufnahmen zeigten sie allein. Der Fotograf hatte sie zum Schluss aufgenommen. Sie spürte seinen Blick auf sich, als sie nun das Bild in ihren Händen betrachtete. Es zeigte sie, eine hübsche, junge Frau, die freundlich und offen der Welt entgegentrat. Zugleich erkannte sie in ihren Augen aber auch ein Suchen und Sehnen, das sie unverhofft schmerzte. Sie blickte auf und fand sich in den blauen Augen des Fotografen wieder.

Sie schaute auf. Sie glaubte ein Geräusch im Garten gehört zu haben. Richtig, an der Grundstücksgrenze tauchte der

Wikinger hinter den Büschen auf. Er war groß gewachsen, das graue Haar, in dem man die einst rotblonden Haare noch erkennen konnte, trug er zu einem Zopf gebunden. Der zauselige Bart reichte ihm bis auf die Brust. Oh, wie sie ihn verabscheute. Ihre Kinder warfen ihr immer wieder vor, dass sie sich in ihre Abneigung gegenüber dem Wikinger hineinsteigere. Aber was wussten die schon? Sie hatte gesehen, wie sie die Augen verdrehten, als sie ihnen erzählte, dass der Wikinger sie verfolge und ihr zusetze, wo er nur könne. Sie hatten sich angeschaut, als wollten sie sagen, die Alte spinnt. Zu ihr sagten sie, Mama, vielleicht bildest du dir das nur ein.

Der Wikinger, wie sie Hauke Frerichs bei sich nannte, wohnte seit mehr als dreißig Jahren im Haus nebenan. Die alten Krensmens, die zuvor dort gelebt hatten, waren nach Süddeutschland zu ihrer Tochter gezogen. Sigrid vermisste lange Zeit ihre Nachbarin, mit der sie oft einen Plausch über den Zaun hinweg gehalten hatte. Monatelang stand das Haus leer, und der Anblick des Gartens, in dem das Unkraut bald kniehoch wuchs, schmerzte Sigrid.

Zu dieser Zeit war Hauke Frerichs bereits seit mehreren Jahren ein beliebtes Stadtgespräch unter den Niederhüdern. Irene, seine damalige Frau, führte das Handarbeitsgeschäft in der Fußgängerzone. Wenn Hauke nicht gerade im Geschäft mithalf, kümmerte er sich um die zwei Söhne. Manchmal kaufte Sigrid Stickgarn oder Wolle bei Irene, und jedes Mal wunderte sie sich aufs Neue, wie vollgestellt und unsortiert der Laden wirkte.

Damals war ein derartiger Rollentausch, die Frau verdient das Geld, während der Mann den Haushalt schmeißt, Grund genug, sich das Maul zu zerreißen. So waren die Frerichs für die Leute in der Kleinstadt von Anfang an etwas, was beson-

ders beäugt werden musste. Sobald einer der Jungen mit einer kaputten Hose oder beim heimlichen Rauchen hinter der Schule erwischt wurde, war für die Niederhuder klar, dass die familiären Verhältnisse daran schuld waren. Der Tratsch erreichte einen neuen Höhepunkt, als Irene Frerichs einer Kundin erzählte, dass ihr Mann studieren wolle. Mit Ende dreißig – die Jungen waren gerade aufs Gymnasium gewechselt – fuhr Hauke viermal die Woche in die nächstgelegene Unistadt, um Sport und Erdkunde zu studieren. Als Sigrid beim Friseur davon hörte, beschäftigte sie weniger der Gedanke, dass Hauke zur Uni wollte, als vielmehr, dass er Erdkunde gewählt hatte. Sie stellte sich vor, dass jemand, der dieses Fach belegte, an einer großen Sehnsucht litt. Das war jemand, der Sehnsucht nach etwas verspürte, was er hier nicht fand, jemand, der aufbrechen wollte. Mit Sehnsucht kannte Sigrid sich aus, mit Aufbrüchen weniger.

Von der Uni brachte er ein paar Jahre später nicht nur ein Diplom mit, sondern auch seine jüngere Freundin. Während Irene nichts ahnend Wolle und Strickmuster verkaufte, quartierte ihr Mann eines Tages die blonde Frau mit den bunten Kleidern im Gästezimmer ein, in das er Nacht für Nacht verschwand, wie man in Niederhude munkelte. Kurz darauf war Larissa, Haukes Freundin, schwanger geworden, und auf der Suche nach einer größeren Wohnung für sich und die beiden Frauen samt Kindern, war er auf das leer stehende Haus der Kremsens gestoßen. Anfangs hatten sich Heinrich und sie noch lustig über die neuen Nachbarn gemacht, später sich aber vor allem über den Lärm von nebenan geärgert.

Nach einigen Jahren wurde es Irene zu viel. Sie verkaufte ihr Wollgeschäft und zog zu ihrer Schwester ins Schwaben-

land. Die beiden gemeinsamen Söhne blieben bei Hauke und Larissa, die bald darauf heirateten.

Dann starb Heinrich. Zwei Wochen nach der Beerdigung fragte Hauke sie, ob sie nicht die Häuser tauschen könnten. Nach Heinrichs Tod sei ihres doch viel zu groß für sie und das ehemalige Haus der Kremsens für seine fünfköpfige Familie doch arg klein. Sie hatte ihn nur blöd angestarrt, weil ihr der Gedanke so abwegig vorkam, dass keine ihrer sonstigen Reaktionen dafür gepasst hätte. Seitdem sprach sie kein Wort mehr mit ihm.

Sigrid verteilte die Politur auf der Fensterbank und wischte den Marmor glänzend, ohne den Wikinger aus den Augen zu lassen, der sich nur langsam hinter der Hecke vorwärtsbewegte. Sein Gesicht war vor Anspannung rot, die Kieferknochen standen unnatürlich vor, wie sie selbst aus der Entfernung erkennen konnte. Wahrscheinlich schleppte er wieder eines seiner unsinnigen Objekte in den Garten, dachte sie und fühlte in dem Moment, wie der Unmut in ihr hochstieg. Seitdem der Wikinger in Rente war, musste sie immer wieder an den Vormittagen das Kreischen der Säge, das Dröhnen des rotierenden Schleifgerätes und das Staccato der Hammerschläge über sich ergehen lassen. Am Ende eines solchen Tage, manchmal Wochen andauernden Werkprozesses sah man den Wikinger stundenlang über sein Grundstück tigern, auf der Suche nach dem besten Standort für die frisch vollendete Holzskulptur. Oh, wie sie ihn hasste, seine raumfordernde Lebensweise, seine Überheblichkeit, dieses Getue, dass die Kleinstädter nichts von seiner Kunst verstünden. Kunst? Sigrid lachte auf. Ihre beiden liebsten Menschen waren Künstler. Sie wusste, wie anfällig diese für Selbstzweifel und wie zerrissen sie innerlich

waren. Der Wikinger kannte nichts davon, er war in ihren Augen nichts als ein aufgeblasener, arroganter alter Mann. Wenn sie ihm etwas sagen wollte, dann sprach sie mit Larissa.

Vor Jahren hatte sie sich bei Larissa über einen krumm-rückigen Holzriesen beschwert, den er direkt hinter Sigrids Garten platziert hatte. Der Riese hatte auf ihr Haus geschaut. Stand sie oben auf dem Balkon, blickte sie ins Gesicht des Holzkopfs, sah sie vom Wohnzimmer hinaus, fiel ihr Blick auf seinen riesigen runden Bauch, der einem überdimensionierten Holzei glich. Da der Riese aufgrund seiner Größe umzufallen drohte, hatte es ein drittes Bein gebraucht, das auf Sigrid unangenehm obszön wirkte.

Sie sah sich im Zimmer um, der Politurgeruch lag noch in der Luft, einen Moment freute sie sich an der Ordnung des Zimmers. Dabei schalt sie sich dafür, dass ihre Gedanken wieder einmal in die Vergangenheit gewandert waren. Warum nur dachte sie über den Wikinger nach, und dass seine Leidenschaft für Erdkunde ausgerechnet hinter ihrem Haus geendet hatte. Sie warf noch einen letzten Blick auf die Aufnahmen ihrer beiden Großen, dann schloss sie leise die dunkelbraune, frisch polierte Zimmertür.

Elvira

Als sie zum Parkplatz zurückkehrten, sah Elvira sie schon von Weitem. Am Nachbarauto stand das karierte Hemd und beugte sich über den geöffneten Motorraum, der Pagenkopf machte sich im Inneren des Autos zu schaffen.

»Na, springt er nicht an?«, fragte Jobst.

Der Mann richtete sich auf, während die Frau mit der Betriebsanleitung in der Hand aus dem Autoinneren auftauchte. Beide blickten ihn dankbar an, als bedeutete schon allein die Frage eine Hilfe. Dann begann der Mann umständlich von Kontrolllampen, die in den letzten Wochen aufgeleuchtet hatten, und Telefonaten mit einer Werkstatt zu erzählen. Der Pagenschnitt streute hier und dort einen Vorwurf ein. Sie gab ihrem Mann offensichtlich die Schuld daran, dass sie jetzt auf dem Parkplatz standen.

»Haben Sie schon den Pannendienst angerufen?«, unterbrach Jobst die beiden.

»Ja, aber da ist laufend besetzt«, antwortete die Frau.

Elvira hatte bisher geschwiegen, sie hätte sich am liebsten ins Auto gesetzt, aber einen derartigen Rückzug verbat sie sich. Mit zusammengekniffenen Lippen fragte sie sich, was der Pagenkopf und die Hornbrille vorhin am Tisch leise miteinander besprochen hatten. Hatten sie über die Alten am Nebentisch geredet, die sich nichts mehr zu sagen hatten?